



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

P., A.: Über Jakob Burckhardts Griechische Kulturgeschichte : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

selbst, sein Handwerksleut, Wirte, Bauern, Krämer, Tagwerker. Wenig Bürger haben ein Auskommen von ihren Gulden und Zinsen, es seind auch wenig Kaufleute, die großen Handel führen.“ Und dreihundert Jahre später schreibt Andreas von Baronoff an Thiersch: „Die Bayern sind eine tüchtige, brave, biedre, muntere Nation, für Wissenschaft und Kunst aber nicht geschaffen. Der Bayer, wenn er seinen Acker oder sein Handwerk oder sein Amt redlich bestritten, will froh und heiter, ohne weitere Sorgen sein Leben genießen; er geht dann in das Bierhaus oder ins Theater oder ins Museum und läßt sich gut schmecken bei einem Gläschen Wein oder einem Journal und Roman, je nachdem sein Stand, und kümmert sich den Teufel nicht um die Fortschritte in Kunst und Wissenschaft.“

(Schluß folgt)



Über Jakob Burckhardts Griechische Kulturgeschichte

Von A. P.

(Schluß)

3



Die griechische Mythologie ist heute wesentlich zu einer Hilfsdisziplin für Archäologen geworden, die daraus ihre Denkmäler erläutern. Abgesehen von diesem Gebrauchszwecke haben sich in neuerer Zeit Kenner nur über einzelne Punkte geäußert. Wo man daraus etwa die Hoffnung auf eine umfassendere Behandlung gewinnen mochte, da sah man freilich die Ziele so weit in die Zukunft hinausgesteckt, daß eine einigermaßen genügende Darstellung der Meinungen, die die Griechen über ihre Götter hatten, noch lange nicht zu haben sein wird.

Burckhardt erzählt die hauptsächlichsten einzelnen Mythen, das „bewegte Leben“ der Götter und Heroen, dies ist aber nicht der interessantere Teil seines dritten Abschnitts „über Religion und Kultus.“ Die umfassende selbständige Belesenheit hat sich eigentlich hier nicht mehr lohnen können, wo überall die Spezialarbeiten Vollständigeres bieten. Die Aufzählung z. B. der Kultstätten der Heroen, das, was er die feierliche und offizielle Seite der Sache nennt, meist nach späten Autoren, Plutarch, Pausanias, Lukian usw. gewährt doch, zumal einem Nichtphilologen, kein Bild. Wert hat hier nur das innere Leben: was glaubte das Volk über Heroen und Götter? Und darauf folgt bei Burckhardt gewöhnlich ein vielleicht, wahrscheinlich, dürfte, könnte, wenn wirklich oder dergleichen, und an diesen Ungewißheiten hängt dann das allein

Wissenswerte. Als Nest bleibt uns eine vielfach allerliebste, auch wohl leicht ironische äußere Einkleidung der Sache oder eine farbig wirkende Umschreibung der betreffenden Textstelle. Rohde hat auf diesem Gebiete zuerst in seiner „Psyche“ eine ganz strenge Analyse der Quellen gegeben, um daraus eine Geschichte der Glaubensvorstellungen bei den Griechen zu gewinnen. In Burckhardts Natur hätte es ja auch viel mehr gelegen, dieses Menschliche zu behandeln, als sich mit der verhältnismäßig unwichtigen Topographie der Sache abzumühen.

Er fesselt uns, sobald er auf die theologische und ethische Seite losgeht und z. B. bei den Göttern fragt, was sie den Menschen gewesen seien. Seinen Ausgang nimmt er gern von den Nägelsbachschen Büchern, und dankbar weist er auf die inhaltreichen Paragraphen von Hermanns Altertümern hin, es wäre ja auch thöricht zu meinen, daß diese Bücher schon ausgenutzt seien, aber seine Gedanken gehn dann ihren eignen Weg, und sein Ausdruck ist um vieles geistreicher.

Wenn das griechische Volk den Erzählungen seiner epischen Dichter lauschte, so genoß es in diesem großen Idealbilde seines eignen, dauernden Seins lauter „Ewigungen,“ während wir heute nur von „Zeitungen“ umgeben sind. Unsrer Bewunderung für Homer und seine Zuhörer würde noch steigen, wenn wir ermessen könnten, wieviel grelles, schreckliches, wüstes, das noch vorhanden war, „vermieden und ausgeschlossen wurde, und dieses stille Einverständnis zwischen dem Mäden und dem lauschenden Volk kann zum Edelsten der ganzen Frühzeit gehört haben. Was bei Homer von den Göttern gesagt wird, das lesen wir. Allein wir wissen nicht, was es den Sänger kostete, damit ihnen die schrecklichste Schmach, die Abhängigkeit vom menschlichen Beschwörungszwang, erspart blieb.“ Dieser Gedanke kommt Burckhardt aus dem tiefsten Herzen. Die Griechen müssen lange Zeit den festen Willen gehabt haben, den möglichen ursprünglichen Sinn ihrer Mythen, z. B. ihren Ursprung aus Naturkräften, zu vergessen und alles episch zu fassen. In dieser nun erreichten schönen Bildlichkeit decken sich Gestalt und Bedeutung, es fehlt außerhalb der Theogonie jede Ahnung, als ob der Mythos nur eine Hülle, ein symbolischer Ausdruck für etwas Zurückliegendes sein könnte, und die Neigung zu einer abstrakten Auffassung des Göttlichen und die Versuche, die Religion spekulativ umzugestalten, mußten lange erfolglos bleiben. Bei der Mythendeutung, die wir dann vornehmen, „hat von jeher eingeleuchtet, daß der alte Mythos etwas sagen will, und daß wir es nicht mit einem herrenlosen Hin- und Herwogen zufälliger Phantasien zu thun haben. Unsrer Unfähigkeit beginnt an dem Punkte, da wir uns das gleichzeitige Entstehn und Zusammenleben von Sache und Bild, das uralte Ineinander von beiden vorstellen sollen. Alle unsre Ausdrücke wie: Sinn, Bedeutung usw. versagen dabei den Dienst wie abgenützte Werkzeuge. Und je präziser wir verfahren wollen, desto gewisser gehn wir in die Irre.“

Wenn man den Wert einer Religion nach ihrem Verhältnis zur Sittlichkeit schätzt, so stehen hier „die schönsten Polytheismen zurück, und so auch der griechische.“ Die Griechen hatten an ihren Göttern „unaussprechlich vieles,“ an einer andern Stelle nennt er ihren Kultus das „alte Bündnis zwischen Götterdienst und Lebensfreude,“ aber nur „sehr mäßiges, sobald es sich um moralische Vorbildlichkeit und Trost handelte.“ Von den Weihgeschenken meint er, großen religiösen Stürmen gegenüber würde ja auch diese Welt von Schöpfungen ohnmächtig sein, aber so lange eine alte Religion überhaupt noch lebe, müßten solche Geschenke für die alten Götter ein Gefühl der schätzbarsten Art lebendig erhalten: die Nahrung, die wir für die Stiftenden empfinden, werde auch den Göttern zu gute kommen. Es ließ sich leben mit solchen Göttern, die dem Schicksal unterthan waren und nicht sittlicher sein wollten als die Menschen, und die diese nicht „zum Ungehorsam reizten durch die Heiligkeit, die dem Gotte der monotheistischen Religionen angehört.“ Diese ganze Religion, heißt es an einer andern Stelle, war keine systematische Doktrin oder Sache priesterlicher Autorität, die zum Widerspruch aufgefördert hätte, sondern eine Temperamentsform des griechischen Volkes, die als eigne Schöpfung und Besitz empfunden wurde. „Sie wandte sich nicht an den Gedanken, womit man den Menschen den Zugang so sehr erschwert, sie stellte keine innern Zumutungen an den Menschen, vollends nicht auf innere Umkehr und Askese, ihre Götter wurden nicht unbequem durch Heiligkeit und störten auch den Lockersten nicht in seinem Egoismus; es ließ sich mit ihnen leben und sogar in gewissen Beziehungen recht müßig leben. Und endlich war der ganze Kultus mit dem Genuß so verflochten, daß niemand sagen konnte, wo die Grenze liege. Daher hat es im Altertum zwar viele Ungläubige, aber nie einen Unglauben des Volkes, auch nicht der städtischen Bevölkerungsmassen gegeben noch geben können.“

Da nun die Philosophen für diese Götter „von so zweifelhafter Macht und Vollkommenheit“ wenig geleistet und mit schon feststehenden Ausdrücken von Schicksal und Verhängnis weiterhantiert hätten, sodaß man eine tiefere Betrachtung von Willensfreiheit und Notwendigkeit bei ihnen umsonst suchen würde, so habe die Hauptkraft dieser Religion gegenüber einem doch „zu jeglichem Raisonement aufgelegten Volke“ gelegen in der „Natur und Massenhaftigkeit ihres Kultus, der eine objektive Macht im Leben und eine Sitte war.“ Die Griechen würden mit einer lehrenden Religion früh Streit angefangen haben, „die ihrige war lauter Dienst, lehrte nichts, und war deshalb auch nicht zu widerlegen.“ „So konnte auch eine stürmisch demokratische Polis nicht mit ihrer Religion in Konflikt kommen, und vollends stritten sich beide nicht um den Schulunterricht.“

Was über die bildende Kunst im Verhältnis zur Religion gesagt wird, ist nicht viel, aber alles von eigentümlicher Prägung. Die Kunst war „einst

nicht das Früheste," das Epos war schon früher von der Schönheit der Olympier erfüllt gewesen. „Auch ist die Kunst überhaupt nicht eine Grundkraft der Religionen; das Heiligtum, in dem sie heranzuwachsen pflegt, muß schon vor ihr vorhanden sein.“ Die Kunst kann aber eine Stütze der Religion werden; so erhöhte bei den Griechen der Zeus des Phidias die Andacht. Die griechischen Götter sind überhaupt ihren Künstlern den höchsten Dank schuldig, denn diese gaben ihnen „nicht nur eine im Grunde unverdiente Idealität an sich“ (eine echt Burckhardtsche Wendung, durch die ein schnelles Lächeln blüht), sondern auch eine auf Übereinkommen zwischen Künstlern und Volk beruhende. Die Künstler aber konnten immer neu schaffen, allen politischen und sozialen Wandlungen, aller zeretzenden Kritik zum Trotz, und die Nation traute und glaubte ihnen; die Dichtung hatte jene Kraft längst nicht mehr. Die ungenannten Künstler des pergamenischen Altars bewiesen, daß im zweiten Jahrhundert das „Neuschauen von Göttern“ noch nicht aufgehört habe, worüber sich die Kunsthistoriker unnötige Sorge gemacht hätten. „Dieses schöne Göttervolk stand in Tempeln, in heiligen Bezirken, auf den Gassen und Plätzen der Städte und auch draußen im Freien bis in die Waldeinsamkeit. Von ihrer Empfindung diesem allem gegenüber haben die Griechen keine Worte gemacht, und inwieweit auch das feierlichste Kultbild eines Tempels die Gottheit selbst sei, hat etwa einmal ein Zweifler, aber nie das Volk selbst erörtert.“

Der fünfte Abschnitt — die Erkundung der Zukunft — beginnt mit einer spannenden Betrachtung über das Wunderbare in den verschiedenen Zeitaltern, deren Ergebnis ist: man könne wohl sagen, es sei einer der stärksten Unterschiede zwischen uns und der alten Welt, daß „diese die Zukunft wunderbar zu erkunden hoffte oder glaubte, und wir nicht.“ „An der Tatsache des Zeichens, der Ahnung zweifelte damals niemand,“ und die Griechen würden, wenn wir sie fragten, antworten: Wenn ihr unsre Augen hättet, so würdet ihr die Zukunft durch Vorzeichen aller Art sich aufdrängen sehen.

In solchen allgemeinen Einleitungen ist Burckhardt Meister; dem Gegenstand ist damit unser volles Interesse sicher. Aber der Inhalt entspricht diesmal unsern Erwartungen nicht. Es wird über Vogelflug, Mantik und Orakel gehandelt wie in unsern Handbüchern, aber mit besserer Hervorhebung des Wichtigen und etwas lebendiger, mit aktuellen Hinweisungen darauf, daß das Gebiet nicht dem angestellten Priestertum unterstand, mit Gedanken an Magnetismus und ähnlichem, wobei dann rechtzeitig ein vorbeugendes Geständnis eingreift: „Wir empfinden einiges Widerstreben, uns diese Dinge gar zu genau vorstellig zu machen,“ oder auch eine spaßhafte, meisterlich erzählte Anekdote. Zum Beispiel: Eine sehr thörichte Frage sei leider zu sicher bezeugt. Sokrates habe seinen Chärophon nach Delphi gehn lassen, allwo dieser fragte, ob es einen weisen Menschen gebe als Sokrates? worauf die Pythia antwortete: Nein, keinen weisen. „Es genügt, sich die Mienen der Männer von Delphi bei

dieser Zumutung auszumalen, ferner, wie Sokrates dann den Bescheid für bare Münze nimmt, darob tief nachsinnt und endlich bei den Athenern aller Stände herumgeht, um ihnen darzuthun, daß sie nicht weise seien.“ Dieser ganze Gegenstand mußte doch ganz anders angefaßt werden, wenn etwas daraus hätte werden sollen, was des Geistes Burckhardts würdig war. Sonst aber war es besser, ihn den bloß gelehrten Leuten, wie Schömann, zu überlassen.

4

So recht im Geiste des Verfassers der „Kultur der Renaissance“ geschrieben ist der anziehende letzte Abschnitt: Zur Gesamtbilanz des griechischen Lebens. Der Titel ist freilich bildlich zu nehmen, wenn er nicht täuschen soll, denn zu einem reinlichen Abschluß kann ja die Rechnung über die „Ansicht des Lebens“ bei einem ganzen Volke niemals führen. Unter diesen Begriff fällt die Meinung vom Werte der Götter und vom Jenseits, die ganze von der Nation empfundne Sittlichkeit, das Wünschen und die Reihenfolge der Güter, endlich die Meinung der Nation von dem Werte dieses so vielfach bedingten Lebens überhaupt, und auf jedem dieser einzelnen Gebiete hat die Betrachtung, um zu einer allgemeinen Fassung zu gelangen, Voraussetzungen, Einschränkungen und Vorbehalte aller Art vorzunehmen. Aber dadurch, daß die Einzelbeobachtung immer wieder auf jenen Hauptbegriff bezogen wird, erhält die Darlegung etwas so außerordentlich anregendes, daß man hätte wünschen mögen, wir hätten ein ganzes Buch von Burckhardt bekommen in der Einkleidung dieses Abschnitts.

Es giebt zweierlei Ethik bei allen Völkern, die wirkliche mit den bessern Zügen des Volkslebens, und die von den Philosophen gelehrt, geforderte. Diese hat bei den Griechen auf das Volk offenbar wenig eingewirkt, sie kann uns aber zeigen, „an welchen Stellen die Nation wenigstens hätte ein böses Gewissen haben sollen.“ Alle philosophische Ethik wird überragt von der edeln und reinen homerischen Welt. „Hier waltet eine noch nicht durch Reflexion zerfetzte Empfindung, eine noch nicht zerfchwakte Sitte, eine Güte und ein Zartgefühl, woneben das ausgebildete Griechentum mit all seiner geistigen Verfeinerung seelisch roh und abgestumpft erscheint.“ Dem Weiterleben Homers verdankte nicht nur ein Aeschylos oder Sophokles, sondern die ganze spätere Zeit viel: das seelische Verständnis für das Feinste und Beste im menschlichen Verkehr, das einst die Zuhörer des Sängers gewonnen hatten, wirkte auf die vorzüglichern Menschen noch nach, die andern gingen mit im Strom des Lebens einer griechischen Polis.

Bei der Besprechung der griechischen Charaktereigenschaften möchte ich, da es sich um bekanntes handelt, nur einige glückliche Ausdrücke Burckhardts hervorheben: das „Recht zur Unwahrheit“; das „viele und feierliche Schwören,“ kein andres Volk hat so reiche „Eidesantiquitäten“ aufzuweisen. Gründlich

verstanden sich die Griechen von Anfang an auf das „Herzeleid in Worten,“ auf Lästerung im Theater, im Leben und in öffentlichen Versammlungen. „Das kollegiale Zell war das dickste.“ In keiner andern Gegend der Weltgeschichte habe sich so das Teufliche, das Vergnügen am Verderben von andern öffentlich laut machen dürfen, wie in den athenischen Gerichtsreden. Dagegen wird die griechische Ehrliebe in ihrer Offenheit und oft mit dem gebiegensten Selbstlob, der Wunsch des Nachruhms, der heute nur wenige beschäftigen, gegenüber gestellt unserm heutigen negativen Ehrgefühl, das nur nichts ungünstiges auf sich kommen lassen wolle, und der Streberei, die nicht Ruhm, sondern Stellen und Geld suche. Hier ist also der Grieche der anständigere, und dafür hat schon Schiller, der über die Griechen so manches treffende Wort gesagt hat, den schönsten Ausdruck gefunden: Von des Lebens Gütern allen usw. Wir wollen das nicht vergessen, wenn Burckhardt gleich darauf uns an seine „Götter Griechenlands“ erinnert, womit der Optimismus des vorigen Jahrhunderts eine der allergrößten Fälschungen, die jemals vorgekommen, begangen habe.

Außerst anmutig ist die Abhandlung von der „Lokation“ der Erdengüter: Gesundheit, Ruhm, Reichtum, Geselligkeit usw. nach den drei Stufen des litterarischen Bewußtseins: dem Epos, den Zeugen des fünften Jahrhunderts und den Philosophen. Sie leitet nun über zu dem griechischen Pessimismus oder der Frage, ob das Leben um seiner selbst willen wünschbar sei?

Der Pessimismus der Griechen ist hauptsächlich von Schopenhauer und Nietzsche, von diesem mit besondrer Betonung seiner Eigenschaft als Edelgewächs, in die heutige litterarische Unterhaltung eingeführt worden. Burckhardt tritt mit Entschiedenheit für ihn ein. Seine Schilderung ist gerade in ihrer Kürze hinreißend. Er wird fortan auch als gewichtiger Zeuge dafür angerufen werden, wie ernst es die Griechen mit dem „Nichtgeborensein ist das beste“ gemeint hätten. Bezeichnend ist dabei die öftere Abweisung, als könnte die äußere Lebensfreude, Kurzweil, Geselligkeit oder Teilnahme an schönen Festen, etwa auch Genuß der Kunstwerke jemals ein tieferes Glücksgefühl gegeben haben. Hier wäre aber doch, wenn eine Rechnung gemacht werden sollte, immer zu fragen: wem und wem etwa nicht? Alkibiades z. B. würde, wenn er gefragt worden wäre, gewiß das Leben lebenswert gefunden haben, auch Xenophon, den ja vorgezogene Geister einen Philister zu nennen pflegen, der aber mindestens einen recht gebildeten Durchschnitt darstellt, hat Freude an der Welt gehabt, und Herodot können wir uns wenigstens als Persönlichkeit nicht anders vorstellen, als mit einer gewissen Fähigkeit zum Lebensgenuß ausgestattet, wenn er auch in seinen Geschichten noch so sehr der Wandelbarkeit des Glücks nachgeht und alles Unglück mit einer Art Behagen in seine Ursachen zurück verfolgt. Das sind freilich nur wenige Stimmen gegenüber den vielen, die sich pessimistisch vernehmen zu lassen pflegen.

Aber der Pessimismus gehört in der Litteratur auch etwas mit zur Gattung. Das Epos kann davon lange nicht soviel gebrauchen wie die Tragödie. Tritt er aber in der Elegie, durch kein Kunstgesetz gerufen, auffallend hervor wie etwa bei Theognis, so ist er die Folge persönlicher Erfahrungen. Vielleicht darf man sagen, daß sich das litterarische Stilgefühl der Griechen mehr in dem Ernsten, Hohen und Düstern gefallen hat, als in dem Leichten und Heitern, und wenn man auszählen wollte, so würde man in Vers und Prosa sehr viel mehr von jener Art erhalten finden als von dieser. Immer wäre aber dann über die Meinung der Unzähligen, die sich nicht mehr zum Worte melden können, noch gar nichts gesagt, und wenn z. B. die Arbeit, die uns heute eine der wichtigsten Quellen des Glücks ist, von den Griechen als Plage empfunden wurde, derart, daß sie Erfindungen, über deren Priorität moderne Völker mit einander streiten würden, gern, weil sie mit Mühe verbunden waren und etwas banausisches in sich hatten, den Barbaren zuschrieben: so müßte sich eigentlich der griechische Philister, sobald er sich einige Sklaven halten konnte, recht wohl und vergleichungsweise glücklich befunden haben. Ich meine also, daß der Pessimismus bei den Griechen etwas mit zum „Ritual“ gehört, und wenn das so ist, so läßt sich nicht mehr ermessen, wie stark die einzelne Seele von ihrem Pathos ergriffen worden ist. Ein „Wille zum Düstern“ muß allerdings vorhanden gewesen sein in einem Volke, das aus der klagenden Nachtigall und einigen andern Vögeln einen greulichen Mythos zusammenbildet mit furchtbaren menschlichen Verflechtungen, und derselbe Wille giebt sich dann weiter wachsend kund bei den drei Tragikern in der „erfindungsreichen Vergrimmigung der Heroenmythen.“ Die einzelnen Heroen selbst sind Vorbilder des Leidens und Vorstufen, Vorbereitungen auf den historischen Pessimismus: der duldende Odysseus, der früh sterbende Achill oder Prometheus, der zum Lohn für seine Wohlthaten furchtbar gequälte, und wenn die Götter sich einen guten Tag machen wollen, so lassen sie sich wohl zur Zither singen ein Lied von den zwecklos sich plagenden Erdenkindern. Weiterhin ist es ein beständiger, von einzelnen Stimmungen unabhängiger Zug im Wesen der Griechen, daß sie das Leben nur als Jugend schätzen und verherrlichen, das Alter aber in allen Tonarten beklagen. Ein Cicero de senectute wäre bei ihnen undenkbar. Inwiefern das zum „Verschätzen“ des Lebens und zu einem Herbeiwünschen des Todes führen müsse, findet der Leser bei Burckhardt ergreifend entwickelt. Ihn selbst hat dieser Wille zum Düstern offenbar mächtig angezogen, und es klingt fast bitter, wenn er auf den „vermeintlichen permanenten Subel des perikleischen Zeitalters“ zu sprechen kommt oder bei Gelegenheit einer Stelle des Theognis das „sonst ganz ungriechische Lob der Hoffnung“ erwähnt. Es wäre hierbei vielleicht zu fragen, ob nicht bei der Furcht vor dem Alter die Luft der Jugend um so größer sein könne, oder man könnte auch an das sozusagen natürliche Gefallen erinnern, das junge Leute zu tragischen Gegenständen hinzieht, und das doch mit dem Pessimismus nichts

zu thun hat. Sodann hängt mit dieser Schätzung von Jugend und Alter bei den Griechen jedenfalls z. B. die geringe Entwicklung des individuellen Porträts in ihrer Kunst zusammen. Sie liebten die allgemeine und nicht viel sagende Schönheit des Jugendalters; daß aber ein Gesicht erst Ausdruck bekommt, wenn das Leben seine Furchen hineingeschrieben hat, dafür hatten sie keinen Sinn. In ihrer Kunst stellen nun ja überhaupt die Griechen nicht gern den Verfall dar, sondern das Gesunde und Kraftvolle, sie halten die Jugend fest, so lange es nur immer geht, und hinter diesem Verjüngen oder Verschönern oder Idealisieren, wie es ihnen Bedürfnis war, verschwindet dann leicht für unsre Augen, die mehr Wirklichkeit verlangen, das Individuelle. Sie wollten es so, das gehört zu dem oben erwähnten Optimismus der künstlerischen Kräfte, der sich nicht ohne ein Gefühl der Freude bethätigt haben wird. Eine kleine Gegenrechnung an Lebensfreuden, die von Burckhardt übergangen sind, bliebe dann immer noch nachzutragen. Aber dafür ist hier nicht der Ort. Es mag genügen, noch einmal hervorzuheben, daß der griechische Pessimismus seine Menschen im Handeln nicht gelähmt hat, er war nicht grüblerisch und krankhaft, und außerhalb der Litteratur und mancher mündlichen Rede, im wirklichen Leben also wird man vielleicht doch nicht so viel von ihm gemerkt haben.

Das schöne Buch, von dem durch diese Bemerkungen unsern Lesern ein Begriff gegeben werden sollte, wird anregend wirken vor allem durch seine Darstellung, durch die im besten Sinne persönliche Ausdrucksweise, dann aber auch durch seine Auffassung der Thatfachen, wiewohl sich dieser gegenüber, wo sie neu ist, fast immer auch andre Eindrücke und Ansichten werden geltend machen lassen. Jakob Burckhardt steht als Forscher und Schriftsteller nach meinem Gefühl einzig da. Sein Andenken könnte durch die einseitig übertreibende Schätzung eines einzelnen Werkes nicht gewinnen.



Litterarisches Leben am Rhein in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts

Von Joseph Joesken in Köln



it dem Wiedererwachen des deutschen Nationalgefühls im Anfang unsers Jahrhunderts wurden auch der Dichtkunst neue Ziele gesteckt. Die Freiheitskriege gaben den Anstoß, ihr mehr als bisher nationale Stoffe zuzuführen, und das Volk, das in der Befreiung von dem fremden Joch seine Kraft erkannt hatte, wurde zum Gegenstande dichterischer Darstellung. Bald aber wurde es auch in den schroffen Gegensatz zur herrschenden Klasse gestellt; die